

Stirbt unsere Mundart?

von Heinrich Nesbach

Noch vor einem halben Jahrhundert gab es auf dem flachen Lande kaum ein Bauernhaus, in dem hochdeutsch gesprochen wurde. Vom „Guje Morgel!“ bis zum „Guje Nach!“ hörte man hier nur „Platt“ sprechen. Wenn die Kinder in die Schule aufgenommen wurden, konnten sie manchmal kaum ein Sätzchen „Hochdeutsch“, und sie lernten es wie eine Fremdsprache, Teilchen um Teilchen. Nach Jahresfrist war dann bei begabten Kindern kaum noch ein Unterschied in der Beherrschung des Schriftdeutschen festzustellen gegenüber den Kindern, die nicht aus dem Bauernhaus stammten. Letztere brachten ja selten ein gutes Deutsch mit aus dem Elternhaus, und Fehler, die sich in frühesten Jahren eingepreßt hatten, waren nur schwer zu berichtigen.

Als ich 1907 meine Landlehrerstelle in Bucholtwelmen antrat, wurde in den Pausen auf dem Schulhof von den Kindern nur Mundart gebraucht, und da ich selbst zu den „Platten“ gehöre, machte es mir viel Freude, mich auch öfter der Mundart zu bedienen. In den 20er Jahren, als der Truppenübungsplatz Friedrichsfeld besiedelt wurde, bekam ich zahlreiche Schüler aus den Großstädten des Industriegebietes — und eigenartig — das Hochdeutsch (manchmal auf „Klumpen“) verdrängte die Mundart vollständig. Und hatten die Kinder früher im Spieleifer gerufen: „Gäw mej den Ball!“ so schrien sie nun: „Gib mich den Ball!“ Und mochte man sich als Lehrer auch noch so große Mühe geben und das „gib mir!“ an Hunderten von Sätzchen üben — es blieb dabei: Im Eifer des Gefechtes galten höchstens noch die Spielregeln, nicht die Sprachregeln.

Vor einigen Jahren, ich war schon im Ruhestand, betrat ich in der großen Pause die Grundschulklasse meiner früheren Schule. Auch ein Blinder hätte sofort erfaßt, was hier geschah: Papierknittern, mahelnde Kaugeräusche, sonst Stille. Die Klasse saß beim „Tienürchen“. Das Sprichwort kam mir in den Sinn: „Wenn de Katte muse, maue sej nit!“ und ich sagte es nach der Begrüßung langsam und deutlich.

Die Lehrerin, obwohl aus dem Osten stammend, erfaßte den Sinn sofort. Die Kinder — obwohl ich den Spruch mehrmals wiederholte — glotzten mich an, als wenn ich polnisch zu ihnen gesprochen hätte. Sie verstanden einfach die Mundart nicht mehr. Es ist bedauerlich. Ist doch auch die Mundart eine lebende Sprache und die Mutter unsers Hochdeutschen. Gebührt ihr darum nicht die Achtung, die ein gutes Kind seiner Mutter erweist?

Leben und Sterben gehören zusammen. So gibt es auch in der Mundart Wörter, die ausgestorben sind, weil die Dinge oder Handlungen, denen sie den Namen gaben, nur noch in Museen oder alten Volksspielen vorkommen. Ich stieß da neulich auf drei Wörter, mit denen ich nichts anfangen konnte:

„Holleijen, Tupaat, Schöngelbrot.“

Wer kennt sie noch? Ich fragte ältere Leute, welche die Mundart noch sprechen, fand aber keine Erklärung. Bis zufällig ein Bauer sich an diese Wörter erinnerte. Ein „Hool“ hing früher, wie heute in fast jedem Heimatmuseum, als sägeförmiges Ding über dem offenen Herdfeuer, und daran hingen die eisernen Kochtöpfe, die mit der „kalten Hand“ höher oder tiefer geschoben wurden. Trat nun am Martinstage ein Dienstmädchen seine Stellung an, so nahm die Bäuerin die neue Hilfe an die Hand und „leijte“ (führte) sie um die Feuerstelle, also um das „Hool“ — darum „Hoolleijen“. Damit war die „Mag“ in die Hausgemeinschaft aufgenommen.

Der Lohn war vorher beim „Vermijen“ zwischen der Bäuerin und der Mutter des Mädchens ausgemacht worden. Dabei hatte die Bäuerin der Magd einen „Mietsdaler“ in die Hand gedrückt. Es gab aber zu dem Barlohn noch einen Zuteil ein — „Tupaat“ — in Form eines Kleides, Rockes oder einer Schürze.

Die Bäuerin hatte nun selbstverständlich für die Magdmutter „de Koffie gekok“ und die neue Maid konnte durch Zupacken beim „Opdeschen“ zeigen, „af in de Deern wat drinsett!“ War nun alles geregelt, so bekam die Mutter des Mädchens von der Bäuerin ein frischgebackenes Brot zum Abschied, das sie unter den Arm nahm und damit nach Hause „schöngelte“ (langsam gehen). Es war das „Schöngelbrot“.

So gibt es in der Mundart noch viele Wörter, aus denen die Stimmen unsrer Ahnen zu uns reden — ein Grund für uns, sie zu studieren und sie zu gebrauchen, damit sie unter uns lebendig bleibt.